



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Mannhardt, W.: Lebenshaltung und Arbeitsmaß

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Lebenshaltung und Arbeitsmaß



on den drei Kräften der Güterproduktion: Natur, Kapital, Arbeit, die von der Volkswirtschaftslehre unterschieden werden, ist die Arbeit die wichtigste. Sie steht so sehr in erster Reihe, daß Roscher mit Recht sagen konnte: „Der größere Teil des jetzt in England befindlichen Vermögens ist innerhalb des letzten Jahres produziert worden; ein sehr geringer Teil hat bereits vor zehn Jahren existiert.“ Da nun die Produktion zur Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse dient, so folgt aus dem hervorragenden Anteil der Arbeit an der Produktion, daß die Arbeit um so intensiver und allgemeiner sein muß, je zahlreicher und umfangreicher sich die Bedürfnisse entwickeln. „Den vornehmsten Sporn zu jeder produktiven Thätigkeit bildet das Bedürfnis, diese stets gespannte Feder im Uhrwerke der Volkswirtschaft.“ „Wo die Bedürfnisse wachsen, da nimmt auch die Produktion zu“ (Roscher). Die Menschheit ist einer unendlichen Erweiterung ihres Bedürfniskreises fähig. Wie sich nun das Arbeitsmaß der Gesamtheit der Bevölkerung nach der Summe der zu beschaffenden Güter — teils zum eignen Verbrauch, teils zum Zwecke des Eintausches fremder Güter — richtet, so wird auch der Einzelne im allgemeinen umsomehr arbeiten müssen, je größer seine Ansprüche auf einen Anteil an den produzierten Gebrauchsgütern nach Art und Menge sind. Denn — abgesehen von den Ausnahmefällen derer, die durch Kapitalbesitz in die Lage versetzt sind, andre für sich arbeiten zu lassen — jeder kann seinen Bedarf an Lebensgütern nur soweit befriedigen, als er sich die Mittel dazu durch lohnbringende Arbeit verschafft, verdient. Nil sine magno vita labore dedit mortalibus.

Gewöhnlich unterscheidet man die Stufenleiter der Natur-, der Anstands-, der Luxusbedürfnisse (so schon Adam Smith); natürlich mit überaus flüssigen und variablen Grenzen, je nach den Anschauungen der verschiedenen Kulturperioden und Völker. J. B. Say erinnert daran, que l'ouvrier le plus pauvre chez nous ne peut pas se passer de chemise, quoique les plus riches

ouvriers n'en portassent point chez les anciens. So erzählt Dandolus von einer Dogenfrau in Venedig, die so luxuriös gewesen sei, daß sie — statt mit den Fingern — mit goldnen Zweizacken gespeist habe. Zur Strafe dieser Unnatur sei sie aber auch schon bei Lebzeiten stinkend geworden. Das allmähliche Fortschreiten vom einfachen zum komplizierten Bedürfnis, die Erweiterung des Kreises der Güter, die sich ein Volk allmählich als unentbehrlich für das Leben anzusehen gewöhnt, das Eindringen von Luxusbedürfnissen materieller wie geistiger Art in immer weitere Schichten — alle diese Vorgänge stellen in ihrer Gesamtheit den Fortschritt der Kultur eines Volkes dar. Eine Geschichte der Bedürfnisse, etwa auf Grundlage der in den Museen aufgespeicherten Gebrauchsgegenstände, würde mit der Geschichte der materiellen Kultur zusammenfallen.

Völlige Bedürfnislosigkeit ist weder wirtschaftlich noch sittlich ein erstrebenswerter Zustand und würde als allgemeines Lebensprinzip die Menschheit von der Erfüllung ihrer Aufgaben völlig abbringen. Diogenes, der seine Lebenshaltung auf die primitivsten Formen zurückgeschraubt hatte, kann nicht auf die Billigung des Volkswirts oder des Moralisten rechnen. Der Weg, der zur Kultivierung wilder Völkerschaften führt, ist der, daß man sie neue Bedürfnisse anzunehmen lehrt und sie auf diesem Wege von der Indolenz zur Arbeit heranbildet. Wirtschaftlicher Quietismus ist vom Übel. Wo der Mensch zu wenig zu thun hat, um sich das Unentbehrliche zu verschaffen, da ist keine höhere Kultur möglich; es ist kein Zufall, daß gerade die Völker die Welt beherrschen, denen das Klima ihres Landes einen steten arbeitsvollen Kampf zur Sicherung ihrer Existenz auferlegt.

Die Arbeit, die uns Güter zur Befriedigung der Bedürfnisse schafft, ist eine Grundlage nicht nur unsrer wirtschaftlichen, sondern ebenso sehr unsrer moralischen Ordnung. Die alttestamentliche Auffassung der Arbeit als eines Fluches im Gegensatz zum *dolce far niente* des Paradieses ist den modernen Völkern im ganzen nicht geläufig. Schön ist die sittliche Kraft der Arbeit im „Katechismus der Moral und Politik für das deutsche Volk“ geschildert: „Sie ist ein heilsames Spezifikum gegen alle moralischen und physischen Übel; sie ist die Quelle innerer Zufriedenheit sowohl als von Gesundheit und Wohlergehen; Thätigkeit erhält die Menschen jung und lebensfroh und bewahrt sie vor den Übeln und Krankheiten, die durch die Einbildung erzeugt werden, vor melancholischen Verstimmungen und hypochondrischen Grillen. Die Arbeit ist ein Fluch, mit dem Gott die Menschen gesegnet hat.“

Aber die Arbeit ist nicht das einzige Ziel der Menschheit, und wenn auch der bekannte Spruch der englischen Trade Unions:

Eight hours work, eight hours play,
Eight hours rest, eight shillings a day

eine gewaltige Übertreibung ist, so bleibt es doch immer wahr, daß ein angemessener Wechsel zwischen Arbeit und Erholung, zwischen Anstrengung und Ruhe für das Glück der Menschheit eine Notwendigkeit ist. Saure Wochen —

frohe Feste! Nur ein richtiges Verhältnis des Arbeitsmaßes zu dem übrigen Lebensinhalt wird dem Einzelnen wie der Nation Glück und Zufriedenheit gewähren.

Wir wissen, daß das Arbeitsmaß für den Einzelnen wie für das Volk durch die zu befriedigenden Bedürfnisse bestimmt wird; wenn die Bedürfnisse zu sehr anschwellen, dann hat solches Übermaß an Ansprüchen ebensowohl wirtschaftlich wie ethisch seine bedenklichen Seiten. Roscher, dessen frommer Sinn nicht müde wurde, auch der Volkswirtschaftslehre mit besonderm Nachdruck einen ethischen Inhalt beizulegen, hat sich vielfach mit der Grenze beschäftigt, an der ein Bedürfnis schädlich und unsittlich wird. „Es giebt eine Grenze, wo die neuen oder verstärkten Bedürfnisse der Verbildung angehören, statt der höhern Bildung. Jedes unsittliche und unkluge Bedürfnis überschreitet diese Grenze.“ In diesem Zusammenhang erinnert Roscher daran, daß Luxus im Lateinischen ursprünglich „Verrenkung,“ also etwas unnatürliches, krankhaftes bedeute. Auch Faucher macht auf manche übertriebenen, ja widersinnigen Erscheinungen auf diesem Gebiete aufmerksam; so, wenn er von gewissen modernen Genußmitteln (narkotischer und alkoholischer Art) spricht: „So seltsam ihre Einführung, so schwer ist es doch, das Bedürfnis wieder los zu werden, das ihrem Gebrauche folgt; vorzüglich der Thee und der Tabak — dieser in allerhöchstem Grade — legen einen eisernen Griff auf den Menschen.“ „Der Modewechsel hält, in schnellerer und schnellerer Wiederkehr, seinen Siegeszug durch die zivilisierte Welt und scheint es dabei geradezu auf Erhöhung der Expansivkraft des Kleidungsbedürfnisses abgesehen zu haben.“

Der Mensch wird Sklave dieser eingebildeten Bedürfnisse und dadurch immer abhängiger; indem er sein Herz allzu sehr an die komplizierten Veranstaltungen der verwöhnten Kulturmenschheit hängt, vermehrt er die Möglichkeiten der Unlustgefühle, die ihm erwachsen, wenn er dieser Dinge, die doch im Grunde keine essentialia sind, entraten muß; vor allem jedoch legt er sich, um sich die Befriedigung seiner Ansprüche zu verschaffen, ein Arbeitspensum auf, das häufig genug das Gleichgewicht in der Verteilung von Ruhe und Arbeit zu stören droht. „Das Ideal würde erreicht sein, wenn alle Menschen nur wahre Bedürfnisse fühlten und alle Befriedigungsmittel klar einsähen und mit sozialer Anstrengung, wie für ihre leiblich-geistige Entwicklung am heilsamsten ist, erlangen könnten,“ meint Roscher. Wir leben in einem Zeitalter, wo eine Erweiterung des Bedürfniskreises tagtäglich beobachtet werden kann. Tausend Dinge im öffentlichen, im geschäftlichen, im privaten Leben, die früher ein unerreichbarer, ja ungeahnter Luxus waren, sind heute selbstverständliches Gemeingut für alle geworden; man kann von einem wahrhaft tropischen Wachstum der Bedürfnisse innerhalb der Kulturvölker sprechen.

Wenn wir den Roscherschen Maßstab an diese Erscheinung legen, dann erheben sich die Fragen: Fühlen wir nur wahre Bedürfnisse? Steht das aufgewandte Arbeitsmaß im richtigen Verhältnis zum Werte der erstrebten Genüsse?

Ist die Menschheit durch die ungeheure Vervielfältigung der Ansprüche glücklicher geworden? oder haben wir die Steigerung unsrer wesentlich materiellen Kultur mit einem zu teuren Preise an Gesundheit und Behagen erkaufen müssen? Diese Fragen werden nicht ausschließlich von den *laudatores temporis acti* aufgeworfen; der Zweifel, ob denn dieser *circulus vitiosus* einer fortwährenden Steigerung der materiellen Bedürfnisse und der dadurch hervorgerufenen größern Arbeitsanstrengung ein Segen für die Menschheit sei, beginnt sich schon recht vernehmlich bemerkbar zu machen. Am schlagendsten würde dem heutigen Geschlecht — dem schon so vielerlei in Fleisch und Blut übergegangen ist, was unsre Vorfahren noch als höchst merkwürdig und unerhört empfunden hätten — der gewaltige Unterschied zwischen einst und jetzt vor Augen treten, wenn man ihm die nach Hauptrubriken geordneten, peinlich genau geführten Hausstandsbücher zweier Familien gleichen Standes und gleicher Kopfzahl etwa aus den Hansestädten, überhaupt *ceteris paribus*, jedoch das eine Jahresbudget aus dem Jahre 1800, das andre hundert Jahre später, nebeneinander vorlegen könnte: wie viel zahlreicher würden die Rubriken von 1900, wie viel mannigfaltiger die Ausgabeposten, wie viel gewichtiger die Endsummen sein! Im Gegensatz würde mit einem Schlage die ungemein kostspielige, komplizierte und raffinierte Art unsrer heutigen (insbesondere der städtischen) Lebensführung klar werden. Dieselbe mitleidige Verwundrung würde uns ergreifen, wenn wir etwa zwei Staatshaushaltsabrechnungen aus den beiden Endpunkten des Jahrhunderts vergleichen könnten.

Das Bild altväterischer Lebenshaltung im Gegensatz zu unserm heutigen *standard of life* läßt sich jedoch auch auf anderm Wege rekonstruieren; der Versuch könnte belehrend und lohnend sein. Zu der Zeit unsrer Großväter bewohnte die Familie ihr ererbtes Stadthaus, das nicht nur die Wohnräume, sondern auch noch Kontor und Warenlager in sich barg. In Lübeck steht noch heute eine Anzahl solcher typischen Bürgerhäuser. Das Wasser holte man sich gratis mit dem Eimer aus der Pumpe oder dem Brunnen im Hofe; die Beleuchtung war spärlich, die Heizung primitiv, die Abfuhrverhältnisse nach unsern Begriffen haarsträubend. Eingehend ist ein solches altes (Hamburgisches) Kaufmannshaus in dem vom „Verein Hamburger Kunstfreunde“ herausgegebenen Buche: „Unser Elternhaus“ geschildert, wie es noch vor dem großen Brande von 1842 stand und bewohnt wurde. Wo der Hintergarten an den Stadtgraben stößt, steht über dem Wasser ein kleines Lusthaus; sein unteres Stockwerk enthält den Raum, dessen notwendige Existenz ein offenkundiges Geheimnis in allen Häusern ist. Die sich in dem Wasserpiegelnden Sonnenlichter malen ihre hellen Ringel an die Decke des Gemachs, und das geduldige Wasser des Stadtgrabens nimmt alles das auf, für dessen hygienische Wegschaffung und Beseitigung heute ein ungeheures Kanalisationsystem geschaffen worden ist; nebenbei bemerkt ein Fortschritt, auf den wir uns angesichts der Leistungen der Römer im Kloakenwesen nicht allzu viel einbilden dürfen. — Die Einrichtung des Hauses war gebiegen, aber wenig kompliziert, und die von den

Eltern auf die Kinder vererbten Möbel unterlagen einem nur mäßigen Wechsel der Mode. Noch sind nicht Wohn- und Schlafräume mit tausend „Sachen keines Gebrauchs“ angefüllt; noch hängen nicht an Wänden, Fenstern und Türen die lichtsperrenden, staubfangenden Vorhänge und Portieren. Auch die kleinen Luxusgegenstände jener Zeit — wir würden sie heute Galanteriewaren nennen — muten uns zumeist äußerst naiv an.

Heute wohnt man vielleicht nicht in größern Räumen, dafür aber sicherlich weit teurer; vielfach draußen vor dem Thore, sodaß ein besondres Kontor in der City erforderlich wird, und zu der doppelten Miete noch die Kosten der täglichen Beförderung durch Eisenbahn oder Straßenbahn zwischen Wohnung und Geschäft hin und her hinzutreten. Gerade die Ausgaben für die Beförderung auf der Straßenbahn sind ungeheuer — Ausgaben, die man früher überhaupt nicht kannte. Es wurden in Hamburg in einem Jahre (1897) befördert: 83029931 zahlende Fahrgäste; rechnet man nur 10 Pfennig für die Person, so ergibt das 8302993 Mark. Dazu an Abonnements 456238,68 Mark ergibt eine Ausgabe von etwa 9 Millionen Mark bei einer Bevölkerung von 650000 Einwohnern. Die Wasserversorgung aus der Leitung ist nicht mehr wie früher die aus der Pumpe unentgeltlich, und die Beleuchtungsverbesserung äußert sich in ansehnlichen Rechnungen für Gas- oder Stromkonsum. Denn an die Stelle des Talglichts mit seinem übelriechenden Qualm und der Öllampe ist das Gasglühlicht oder die elektrische Beleuchtung getreten. Unfre Altvordern mußten in die Badestube zum Bader, wenn sie sich — wohl nur in angemessenen Zwischenräumen — zur gründlichern Reinigung ihrer Person entschlossen; heute ist mit der allgemein eingedrungenen Sitte des täglichen Bades die Badestube in einer modernen Wohnung selbstverständlich geworden. Große Spiegelscheiben haben die kleinen, in Blei gefaßten Glasbruchstücke ersetzt, doppelte Fenster gegen die Winterkälte gehören zu jeder bessern Wohnung. Teppiche, Treppenläufer, Parkettfußböden, elektrische Glockenleitungen findet man auch in der bürgerlichen Wohnung. Gerade auf dem Gebiete der Wohnungsverhältnisse mehren sich die Ansprüche an Eleganz und Komfort täglich, und erfinderische Baumeister wie sonstige Interessenten sind eifrigst an der Arbeit, diesen Ansprüchen entgegenzukommen.

Die Rubriken des modernen Jahresbudgets für Kleidung und Nahrung würden sich gegenüber den Hausstandsrechnungen von 1800 ebenfalls durch manches Neue und durch ungemein gesteigerten Umfang auszeichnen. Zwar gab es auch schon vor hundert Jahren etwas wie Mode, denn die menschliche Eitelkeit, die jeden treibt, sich äußerlich vorteilhaft von andern abzuheben, ist keine Erfindung unsrer Zeit; aber damals wechselte doch die Kleidermode noch nicht mit der heute beliebten, im Interesse des Schneidergewerbes und der auf großen Umsatz bedachten Fabrikanten eingeführten Geschwindigkeit. Damals brauchten Frau und Tochter des Hauses noch nicht vierteljährlich oder öfter ihre Toiletten abzulegen; damals konnte man sich noch Stoffe und Kleider anschaffen, die Generationen dienten, und die Vererbung der äußern

Hülle vom Vater auf den Sohn galt noch nicht als ein Pudendum. Ob es schon damals als unabweisliches Erfordernis galt, für jede Jahreszeit, für jedes Wetter, für jede Beschäftigung ein andres Kostüm zu haben, ist fraglich; ein junges Mädchen durfte wohl noch dasselbe Kleid bei mehreren festlichen Gelegenheiten zeigen (es war wohl häufiger baumwollen als seiden), und die Hülle der verschiednen Sportanzüge war noch ebenso unbekannt wie der Sport, dem sie dienen sollen. Die Woll- und die Baumwollapostel veranlaßten damals noch nicht ihre Mitmenschen zu neuen Anschaffungen. Einen tiefen Blick in die Bedürfnislosigkeit jener Zeit eröffnet uns Forster, der im Jahre 1785 in Polen bei glänzenden Hoffesten beobachtete, daß die Gesellschaft den Gebrauch von Schnupftüchern noch nicht kannte.

Auch unsre Altvordern waren Freunde eines guten Wissens und wohl-schmeckenden Trunkes; doch kannten sie noch nicht das Raffinement und die Ausführlichkeit eines modernen Diners, das die studierte Kochfrau bereitet, und das von einer Schar Lohndiener serviert wird; ihre Geselligkeit beruhte auf zwar solider, sicherlich aber weniger kostspieliger Grundlage als die heutige. Wollte man einmal die Bestandteile eines heutigen Diners nach ihren Herkunftsländern untersuchen — man würde einen vollständigen geographischen Kursus abhalten können. Lehrreich sind die Verordnungen gegen den Luxus in Kleidung, Nahrung, bei Festlichkeiten und Beerdigungen, die noch im vergangenen Jahrhundert eine väterlich-besorgte Obrigkeit für nötig und wirksam hielt. Ein Hamburgisches Mandat von 1652 „wie auf denen Hochzeiten gespeiset werden soll,“ das noch Ende des vorigen (nämlich des achtzehnten) Jahrhunderts in Kraft war, giebt folgende Grenze für den zulässigen Luxus an: „Zu einer ganzen und Wein-Hochzeit sollen nicht mehr als vier Gerichte, jede Schüssel für ein gerechnet, aufgesetzt und gespeiset werden, nemlich: zum ersten Pasteyen, zum andern gefotten Schaf- oder Ochsenfleisch, zum dritten Mandelmuß, benebst einem Beygerichte von Wild und von Fischen, zum vierten Gebratenes, und hernacher Butter und Käse; wie dann auch, nachdem das Tischtuch aufgehoben, Krull-Kuchen, Äpfel, Birnen und dergleichen in diesem Lande gewachsene gemeine Früchte, sonst aber alle Confecte, Marzipan, braune Kuchen und alle andere Banqueten gänzlich verboten seyn und bleiben.“ Der Speisezettel für „halbe“ Hochzeiten war natürlich entsprechend kleiner. Das Maximum an Aufwand, das man damals in einer wohlhabenden Handelsstadt erlauben zu dürfen glaubte, würde heute sogar in mittlern Bürgerkreisen kaum als Minimum zureichend erscheinen.

Heute geht die Hausfrau nicht mehr allgemein mit dem Korbe am Arm zu Markt, um Gemüse, Obst, Fische einzukaufen; alles wird ihr auf das bequemste durch ein Heer von Geschäftsdienern ins Haus gebracht. Den ganzen Vormittag lösen sich Milchmann, Brotträger, Gemüsefrau, Krämerlehrling, Schlachter, Bierfahrer an der Hausthür ab und bringen alles ins Haus, was die Hausfrau bedarf. Allerdings ist diese Bequemlichkeit nicht umsonst zu haben, und im Preise der Ware muß sich der Mehraufwand für diese Be-

dienung zeigen. Wie hat sich auch unser täglicher Speisezetteln verändert, wie viel bunter ist er geworden! Die Erzeugnisse aller Weltteile finden sich auf dem bürgerlichen Mittagstische zusammen; Kaffee, Thee, Zucker, allerlei Gewürze, amerikanische Konserven, norwegische Fische, im Winter frisches Gemüse aus Afrika, im Sommer im Eisschrank gekühlte Getränke — diese und tausend andre Dinge sind dem Kataloge der Volksbedürfnisse heute endgiltig einverleibt worden. Fragen wir unsre Väter und Großväter, wie sie als Knaben genährt wurden, so erscheint es uns wunderbar, wie sie bei so einfacher und nach den Begriffen moderner Hygiene unzureichender Kost dennoch kräftiger und widerstandsfähiger werden konnten als unsre rationell und reichlich ernährte Generation der Bleichsüchtigen und Nervösen.

Zwei Rubriken, die im Jahre 1800 noch fast völlig leer standen — die Ausgaben für Rauchen und Biertrinken —, machen im heutigen Jahresbudget eine sehr merkwürdige Ziffer aus und liefern einen besonders starken Beweis für die Art und Weise, wie sich die Gewohnheit des Konsums schließlich zu einem allgemeinen Bedürfnis — freilich zu einem eingebildeten — von großer volkswirtschaftlicher Tragweite auswachsen kann. Die Summen, die alljährlich in dem mehr oder minder angenehmen Rauche der Upman oder der Pfälzer Cigarre aufgehen, grenzen an das fabelhafte; die Tabakzölle und die Tabaksteuer geben einen Maßstab dafür, und das Tabakmonopol würde ein noch erschreckenderes Bild von diesem Konsum geben, der ohne irgend welchen Nutzen die deutsche Volkswirtschaft belastet.

Wie viel Millionen das deutsche Volk alljährlich in Gestalt von Bier die Kehle hinabgleiten läßt — nicht als Nahrungsmittel, sondern als Luxus- und Genußmittel, nicht aus alles bezwingendem Durst, sondern aus sklavischer Gewohnheit des Kneipenlebens —, das haben uns die Mäßigkeitsvereine oft genug vorgerechnet. Im Jahre 1896 waren es durchschnittlich 115 Liter jährlich auf den Kopf der Bevölkerung. Zahllose Mitbürger giebt es heute, die jeden Tag ihres Lebens für verloren ansehen, an dem sie nicht ihren Frühschoppen oder doch zum mindesten ihren Abendschoppen gehabt haben; ob sie Durst haben oder nicht, die Vertilgung von drei bis sechs Glas Bier ist heilige Pflicht. Wäre „Hermann und Dorothea“ heute gebichtet worden, sicherlich hätte Goethe die Bürger des Städtchens vollzählig im Wirtshaus zum goldnen Löwen versammelt, damit sie dort beim reichlichen Abendschoppen die Erlebnisse und Beobachtungen des Tags besprächen. Goethe läßt aber nur einige Freunde bei dem Wirte eintreten, denen dieser alsdann wegen der besondern Gelegenheit mit einer gewissen Feierlichkeit eine Flasche 1783er Wein vorsetzt.

Unsre Vergnügungen sind viel mannigfaltiger, anspruchsvoller und kostspieliger geworden. Theater- und Konzertbesuche drängen sich; mancher ist gar mit seiner Familie abonniert. Ein bürgerlicher Hausstand, der etwas vorstellen will, kann heute ohne Klavier nicht auskommen. Badereisen gehören schon bis weit in den Mittelstand hinein zum eisernen Bestand des Jahres-

programms. In diese Kategorie darf man wohl auch das Radfahren zählen, das seit einigen Jahren als neues Bedürfnis für die Menschheit auftritt. Unsere Väter sind zwar noch ohne das Rad ausgekommen und haben es nicht entbehrt, weil sie es nicht kannten; heute würde aber schon jeder jüngste Kommiss entriistet sein, wenn man ihm sein geliebtes Rad als überflüssigen Luxus bezeichnen wollte. Ein wie großer Teil des Nationalvermögens schon in diesem Artikel angelegt ist, ergiebt die Berechnung eines Fachblattes, wonach etwa 3120000 Radler in Deutschland mit je einem Rad zu 200 Mark im ganzen 614000000 Mark für Fahrräder ausgegeben haben. Diese Ausdehnung der Benutzung des Rades ist nur durch die immer vollkommene Ausgestaltung unsers Wegenetzes möglich geworden, das heute das ganze Land dicht überzieht und einen gewaltigen Aufwand an Kapital darstellt. Das Reisen ist eine allgemeine Einrichtung geworden, die zur Entfaltung steigender Ansprüche an Schnelligkeit und Bequemlichkeit der Beförderung, an luxuriöse Unterkunft in den Hotels Gelegenheit gewährt. Welche Steigerung der Ansprüche zeigt ein moderner Luxuszug, ein Schnelldampfer der großen Schiffahrtslinien!

Alfred Lichtwark macht in seinem Werke über „Das Bildnis in Hamburg“ darauf aufmerksam, in wie weite Kreise der Bevölkerung das Bedürfnis, sich abbilden zu lassen, seit der Erfindung der Lithographie und noch mehr seit der der Photographie eingedrungen ist. Im vorigen Jahrhundert ließen sich nur die upper ten thousand und berühmte Leute porträtieren; jetzt thut es jeder Schneider und Handschuhmacher mit seiner ganzen werten Familie und hält es für notwendig, sein Abbild der Nachwelt zu erhalten. „So ungeheure Summen hat keines der Geschlechter früher für das Bildnis ausgegeben, wie unsre Zeit für die Photographie,“ sagt Lichtwark.

Das Brieffschreiben ist zwar viel billiger geworden und noch neuerdings wieder verbilligt, dafür aber auch um so viel häufiger und allgemeiner; der Ausgabeposten für Porto hat heute gegen früher schwerlich eine Verminderung erfahren. Auf diesem Gebiete haben wir gerade in den letzten Jahren die Einbürgerung eines neuen „tiefgefühlten“ Bedürfnisses durch die Mode der Ansichtspostkarten erlebt, die ganz losgelöst von dem ursprünglichen Zweck der Postkarte als eines bequemen und billigen Verkehrsmittels mehr und mehr als Selbstzweck in staunenerregenden Massen versandt, empfangen und gesammelt werden. Die Zahl der verkauften Fünfpfennigmarken ist von 352 Millionen im Jahre 1896 auf 421 Millionen im Jahre 1897 gewachsen! Der gesamte Wertbetrag der im Jahre 1897 verkauften Postwertzeichen betrug 221 Millionen Mark.

Vor hundert Jahren lag das Zeitungsweisen noch in den Windeln; in größern Zwischenräumen erschien hier und da ein spärlich ausgestattetes Blättchen. Heute kommt die Zeitung zwei, dreimal täglich ins Haus, jeder Arbeiter liest sein Blatt, das mit großen Kosten hergestellt wird und durch die Abonnementsgelder das Budget des Kulturmenschen um einen neuen Ausgabeposten bereichert. Ein Luxus, der vor hundert Jahren so gut wie unbekannt war, jetzt

aber schon fast nicht mehr als solcher empfunden wird, ist der Verbrauch von Blumen. Jetzt hat sogar jede kleinere Stadt ihre Blumenläden, in denen man das ganze Jahr blühende Blumen erhalten kann; der Import von Blumen im Winter aus der Riviera hat ganz ungeheure Dimensionen angenommen.

So könnte man noch eine Menge neuer Bedürfnisse des privaten Lebens aufführen, von denen die alte Zeit nichts wußte.

Auch auf dem geschäftlichen Gebiete haben sich die Anforderungen und damit die Ausgaben sehr merklich gesteigert. Kontorräume, die unsre Voreltern durch Generationen als genügend erachtet hatten, wagt man jetzt seinen Kommis nicht mehr anzubieten oder seiner Kundschaft zu zeigen; denn immer weiter gehn die an Luft, Licht, Geräumigkeit, Heizung, Ausüstung gestellten Anforderungen, immer vollendeter suchen die großen Geschäfts- und Kontorbauten diesen Ansprüchen zu genügen. Unsre Banken errichten sich eine nach der andern prachtvolle Neubauten; die Verkaufsläden unterziehen sich einer täglich wahrnehmbaren Metamorphose, und wenn früher die Diele des Hauses als Kaufladen genügte, wenn dann später besondere, aber immer noch einfache und bescheidne Kaufläden gebaut wurden, so muß das jetzt alles anders werden: die Läden werden umgebaut, mit riesigen Spiegelscheiben versehen, in der Auslage prangen die verlockendsten Waren. Im Jahre 1897 wurde in Berlin ein Warenhaus eröffnet, dessen Bau etwa acht Millionen und dessen jährliche Miete etwa eine halbe Million kostete; die jährlichen Handlungsunkosten wurden auf vier bis fünf Millionen berechnet. Alle Bequemlichkeit, aller Luxus dieser Verkaufshäuser: die großen eleganten Hallen, die taghelle Beleuchtung, die Fahrstühle, die Gratiserfrischungen müssen doch auf irgend eine Weise bezahlt werden. J. B. Say sagt: Quand les besoins sont poussés trop loin, qu'arrive-t-il? les produits deviennent trop chers.

Ohne Fernsprecher kann heute schon fast kein Grünhöfer mehr existieren. Die Vereinigten Staaten haben 900 000 Fernsprecher, was bei unserm Gebührensatz von 170 Mark jährlich einer Belastung mit etwa 153 Millionen Mark gleichkommen würde. Das Telegramm ist gegenüber der telegraphie- und kabellosen Zeit von 1800 ebenfalls ein gewichtiges Novum, das die Geschäftsspesen stark vermehrt hat. Ohne Geschäftsreisende ist es für viele Geschäfte nicht möglich weiterzukommen; daß an Reisespesen für einen einzigen Reisenden 3000 bis 4000 Mark aufgewandt werden, der vielleicht für 200 000 Mark Ware abzugeben hat, ist bekannt. Wie ungeheuer die Spesen sind, die jährlich nur zur Auffuchung und Erhaltung der Kundschaft aufgewandt werden müssen, weiß jeder Geschäftsmann. Hierher gehört auch der Aufwand für Reklame, der bei manchen Geschäften in das unglaubliche steigt: Inserate, Zirkulare, Prospekte, Kataloge, das Plakatwesen, das neuerdings sogar künstlerisch ausgebildet wird, das alles kostet viel Geld und ist im Grunde eine unwirtschaftliche Ausgabe, die den Preis der Ware unnötig verteuert. Mir ist ein Kontrakt bekannt geworden, wonach eine Fahrradfabrik dem Agenten einen Zuschuß zur Reklame gewährte, der auf 5 Mark für jedes

Rad festgesetzt wurde, bei einem Kostenpreis von 110 bis 137 Mark für das Rad.

Wie im privaten Leben die Ansprüche in unheimlicher Progression wachsen, so werden auch die Anforderungen, die an den Staat gestellt werden, täglich größer und machen sich im Anschwellen des Staats- wie des Gemeindehaushalts bemerklich. Die Entwicklung unsers Rechtsstaats bringt es mit sich, daß immer mehr Aufgaben dem Staate zugewiesen werden, zu deren Erfüllung er eines großen Apparats von Beamten bedarf. Sicherlich sind die Ausgaben, die ein Volk für seine Staatsmaschine aufwendet, produktiv angelegt; aber auch hier giebt es eine Grenze, und nur, soweit sie sich mit Erfolg die Verbesserung der Lage des Volks angelegen sein läßt, bringt auch die Arbeit der Regierungen Nützlichkeiten hervor (S. S. Mill). Vielleicht ließe sich doch unser Polizeiwesen, die ganze soziale Versorgung und manches andre auf einfachere Formeln reduzieren. Der preussische Etat ist von 282 Millionen im Jahre 1847 auf 2326 Millionen im Jahre 1899 angeschwollen, ein Unterschied, der selbst dann noch ungeheuer bleibt, wenn man die Gebiets- und Bevölkerungszunahme während dieser Zeit berücksichtigt.

Von den Gemeinden verlangen wir helle Straßenbeleuchtung — auch in kleinen Ortschaften —, Straßenreinigung, öffentliche Anlagen, prächtige öffentliche Gebäude und unendlich vieles mehr, was unsre Vorfahren nicht kannten. Ein Gebiet, auf dem wir ebenfalls sehr viel anspruchsvoller geworden sind, ist die Schule, vor allem die Volksschule. Wenn man es früher für genügend hielt, den Kindern während der Wintermonate durch einen ausgedienten Unteroffizier einigen Unterricht im Katechismus, sowie im Lesen, Schreiben und Rechnen erteilen zu lassen, ist heute das Wissenspensum, das den Volksschülern und Schülerinnen beigebracht wird, ganz erstaunlich groß: fremde Sprachen, Geschichte, Geographie und vieles andre ist in den Lehrplan aufgenommen worden; zugleich verlangt und baut man Schulhäuser, die an Pracht ebenso sehr wie an Kostspieligkeit alles früher bekannte überragen. Für die Gemeinden sind denn auch die Schullasten die hauptsächlichste, häufig recht schwer empfundne Ausgabe.

Nur an einzelnen Beispielen sollte nachgewiesen werden, daß der Kreis der Gebrauchsgüter, die wir für unentbehrlich halten, oder die wir doch beanspruchen, in den letzten hundert Jahren bedeutend erweitert worden ist; damit aber zugleich auch das Maß an Arbeit, das wir zu leisten haben, um uns diese Güter zu verschaffen. Die „Tagd nach dem Dollar,“ dessen wir bedürfen, um allen eignen Anforderungen, sowie denen der Familie und der Mitwelt an unsern Geldbeutel gerecht zu werden, ist niemals so heftig, so aufreibend gewesen wie gerade in unsern Tagen. Die Beschaffung der Mittel zu einem „standesgemäßen“ Leben bereitet immer größere Schwierigkeiten und verlangt ein immer größeres Arbeitsmaß gerade für die Stände, die vorwiegend Kopfarbeit zu leisten haben; denn der Begriff des standesgemäßen Lebens wird immer höher hinaufgeschraubt und mit immer neuen Bedürfnissen belastet, deren

Befriedigung Geld, viel Geld kostet. Daß dem so ist, bezeugen unsre Nervenärzte. In einem Vortrage über die wachsende Nervosität unsrer Zeit ist eine Autorität wie Professor Erb in Heidelberg den Ursachen der beunruhigenden und betrübenden Erscheinungen nachgegangen. „Die Ansprüche an die Leistungsfähigkeit des Einzelnen im Kampf ums Dasein sind erheblich gestiegen, und nur mit Aufbietung aller seiner geistigen Kräfte kann er sie befriedigen; zugleich sind die Bedürfnisse des Einzelnen, die Ansprüche an Lebensgenuß in allen Kreisen gewachsen, ein unerhörter Luxus hat sich auf Bevölkerungsschichten ausgebreitet, die früher davon ganz unberührt waren; das Leben in den großen Städten ist immer raffinierter und unruhiger geworden. Kein Wunder, wenn auf diese Weise unzählige Menschen der Neurasthenie verfallen! So ist denn die Zunahme der Nervosität in unsern Tagen nur allzu begreiflich; sie folgt mit Notwendigkeit aus den in unsrer Kulturentwicklung liegenden Verhältnissen.“

Die schlimmen Folgen des Überhastens, des Überarbeitens liegen nicht allein auf dem Gebiete der Gesundheit; die Jagd nach den Mitteln zur Erlangung einer raffinierten materiellen Lebenshaltung birgt auch noch andre Gefahren: die Gefahren der Überkultur, der Verbildung, der Verkümmernng des rein Menschlichen. „Unfittlich, sagt Moscher, sind auch diejenigen Bedürfnisse, bei denen die Überflüssigkeiten des Leibes den Notwendigkeiten der Seele vorgezogen werden. Unflug sind nicht allein diejenigen, bei denen die freiwillige Ausgabe das Einkommen übersteigt, sondern alle, bei denen das Unentbehrliche um des Entbehrlichen willen leidet.“ Solche Bedürfnisse beschweren die Arbeitskraft der Menschheit und gewähren in ihrer Befriedigung doch kein Äquivalent für den Aufwand an Kraft und Wohlbefinden, mit dem sie erkaufte werden. Erb schlägt eine Anzahl von Mitteln zur Bekämpfung der Nervosität vor, die mehr oder weniger als Palliative erscheinen und das Übel nicht an der Wurzel fassen. Zwar stellt auch er als wichtigsten Grundsatz die richtige Abwechslung zwischen Arbeit und Erholung hin; wenn er aber den Gedanken zurückweist, daß wir zu den einfachern Lebensformen unsrer Väter zurückkehren müßten, so ist nicht recht abzusehen, woher wir die Ruhe und die Zeit zur Durchführung dieses auch von ihm anerkannten wichtigsten Grundsatzes der Nervenhygiene nehmen sollen.

In der That ist eine gründliche Besserung der beklagten Zustände nur von der ebenso notwendigen wie einstweilen aussichtslosen Rückkehr zu vernünftigeren Lebensrichtungen zu erhoffen. Es ist gar kein Zweifel, daß ein großer Teil der Bedürfnisse unsrer heutigen Kulturmenschheit eingeblendet ist, dem Publikum durch Suggestion von den Interessenten eingegeben. In dem cerele vicieux dieser überflüssigen Notwendigkeiten und der zu ihrer Beschaffung erforderlichen Arbeit dreht sich der heutige Kulturmensch und weiß sich von der Umklammerung nicht zu lösen. Wir müssen uns der wenig aussichtsreichen Hoffnung getrösten, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und daß schließlich die Menschheit mit fortschreitender Kultur immer mehr die

wahren von den eingebildeten Bedürfnissen zu unterscheiden und die letzten dorthin zu verweisen lernen wird, wohin sie gehören. Die Frage ist für Deutschland von besonderer Wichtigkeit. Wir sind im Begriff, ein wohlhabendes Land zu werden; unser „freies Einkommen,“ nämlich das über den notwendigen Bedarf hinausgehende mehrt sich jährlich; möchten wir immer besser lernen, dieses freie Einkommen nicht in allerhand Nichtswürdigkeiten zu verzetteln, sondern es so zu benutzen, wie es einer gebildeten Nation würdig ist: zur Befriedigung edler und wahrer Bedürfnisse; möchten wir aber auch dahin kommen, uns einige Beschränkung in der Angewöhnung von neuen Bedürfnissen aufzuerlegen, damit uns nicht schließlich vor lauter Genüssen das Genießen gänzlich abhanden komme!

Hamburg

W. Mannhardt



Katholische Inferiorität und ultramontane Parität

(Schluß)



Im letzten Jahrgang der „Historisch-Politischen Blätter“ erschien ein Aufsatz, in dessen Eingang sich die Behauptung findet, Friedrich der Große sei zwar sehr duldsam gewesen gegen alle andern Religionsbekenntnisse, höchst unduldsam aber gegen die Katholiken. Diese Behauptung muß sehr befremden; denn es ist bekannt, daß der große König, als man bei ihm die Errichtung eines katholischen Soldatengottesdienstes in Berlin zu hintertreiben versuchte, die denkwürdige Antwort gab: „Die Religionen müssen alle tolerieret werden . . . denn in diesen Staaten kann jeder nach seiner Façon selig werden“; dies um eine Zeit, als katholische Landesherren ihren protestantischen Unterthanen nur die Wahl ließen, entweder katholisch zu werden oder auszuwandern. Auch sonst mied der große König jede Einmischung in die superstitions seiner katholischen Unterthanen; da er die fast ausschließlich katholischen Bewohner des eroberten Schlesiens in dem Verdacht einer Hinneigung zu Österreich hatte, so forderte er freilich den Fürstbischof von Breslau auf, dieser solle die katholische Lehre von der Sündenvergebung dahin ändern, daß Landesverrat und Fahnenflucht Sünden seien, die auch die katholische Kirche nicht vergeben könne; als aber der Fürstbischof dieses Ansinnen ablehnte, jagte der große König ihn nicht als „Rebeller“ aus dem Lande, er schickte ihn auch nicht nach Spandau auf die Festung, sondern — er ließ den Fürstbischof unangetastet und die katholischen Unterthanen bei ihren superstitions. Man müßte darum annehmen, daß der klerikale Verfasser zum Beweis seiner Behauptung, der große König sei gegen die Katholiken unduldsam gewesen, uns belehren werde, daß der König den Katholiken verboten habe, an die „Transsubstantiation“ oder daran zu glauben,